

Hie Stadt, hie Land!

Autor(en): **Jäggi, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 44

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hie Stadt, hie Land!

Von O. Jäggi, Moosseedorf

Man hört diesen alten Kampf nur selten mehr. Wir haben uns längst damit abgefunden, dass die Städte nicht zu bodigen sind und stets grösser und mächtiger werden. Sie recken ihre Fangarme erbarmungslos weiter und weiter, erdrücken das eingefangene Opfer und verleiben es ihrem unförmigen Körper ein. In diesem Polypendasein gefällt sich seit geraumer Zeit auch Bern. Der Kampf ums Dasein bewegt es, aus seiner früheren Bescheidenheit und Genügsamkeit herauszutreten, und seine Fresslust macht beängstigende Fortschritte. Die Opfer sind die umliegenden Gemeinden, die sich teils willig der Umarmung des Mächtigen fügen, teils mit allen dem Kleinen gegebenen Waffen sich zur Wehr setzen. Da diese Waffen meist menschlicher Spekulation und Konspiration entstammen, vermögen sie auf die Dauer den gierigen Bedränger nicht abzuwehren. Wenn nicht die Natur ein Einsehen hat und ihr Veto einlegt, so ist der Kampf zugunsten des Untiers entschieden.

Es soll uns heute die SZB mitten auf den Kampfplatz eines solchen Ringens führen. Wir verlassen Bern in nördlicher Richtung, darauf bedacht, als neutrale Kampfrichter Offensive und Defensive an der Expansionsgrenze zu beurteilen. Die Fahrt führt uns der Engehalde entlang gegen Worblaufen, und wir stellen eindeutig fest, dass mit den neuen Siedlungen an der Engehalde, dem Wylerfeld, beim Tiefenauspital, die Stadt endgültig ihre Pranken auf die ganze Engehalbinsel legte.

Eine erste, zu schwach bestückte Abwehrlinie bildet die Aare bei Worblaufen. Städtische Vorhuten bezwangen sie mittelst der Tiefenaubrücke, umgingen den Engpass via Worblental und stürmten ausschärfend gegen Zollikofen. Wer von der Tiefenaubrücke aus seine Augen willig und wohligh den Windungen der Aare, entlang der waldbestandenen, grünbehangenen Talseiten voller lauschiger Uferplätzchen schweifen lässt, wähnt sich der Stadt entronnen, bis ihm das Dröhnen eines Hammerwerkes, das metallische Kreischen aus Grossgaragen, das geschäftige Brummen von Ziegeleiaus und die städtischen Serienhäuser daran erinnern, dass er vor sterbenden Idyllen steht. Auf der Weiterfahrt nach Zollikofen begegnen wir den «Igelstellungen» städtischer Kultur. Gewiss, es sind vorbildliche Siedlungen an den südlichen sonnigen Halden: der Steinibach, das Bellevue- und Lüfternquartier, der Walacker usw. Wir beenden den Städter — gegen diese Bezeichnung wird er protestieren, aber wir können ihn unmöglich zum Landvolk zählen, höchstens den Kompromiss «Vorörtler» gelten lassen — der sich solches Wohnen leisten kann. Zollikofen gibt unumwunden zu, Vorort Berns zu sein, und ich gaube kaum, dass ländliche Partisanen die vorgezeichnete Entwicklung der Ortschaft bis zur schliesslichen Eingemeindung mit Bern werden verhindern können.

Der «vorörtliche Eindruck» verlässt uns nicht bis zur Station Zollikofen SBB. Hier befinden wir uns nun an vorderster Front und sehen uns einem zweiten, ausserordentlich wirksamen Bollwerk des Landes kontra Stadt gegenüber: dem weitausholenden, Front und Flanken deckenden Buchsee-Grauholzwald. Solche Waldungen bedeuteten in früheren Zeiten eine ebenso unüberwindliche Schranke wie es hohe Bergketten waren, was sich an vielen Beispielen nachweisen lässt, wovon das bekannteste Ob- und Nidwalden sein dürfte. Der weglose, undurchforstete, mit mancherlei Gefahren bespickte Wald wurde äusserst ungerne und nur in Nofzfällen von vertrauten, furchtlosen Leuten durchquert. Ganz besondere Schwierigkeiten boten in Ebenen gelegene Wälder ohne markante Bodenformationen, wo ein Verirren als gefährlichste Tücke lauerte. (Ab und zu stosse ich im eben gelegenen Buchsee-Grauholzwald auf Spaziergänger, die sich verängstigt nach einem Ausweg erkundigen.) Es ist daher begreiflich, dass solche Waldungen zu einer ausgesprochenen

Kulturgrenze werden konnten, was auch in unserem Falle zutrifft. Lange Zeit war die den Siedlungen weit abgelegene, dem «Berg» entlang führende Grauholzstrasse die einzige beschwerliche und unsichere Verbindung zwischen Ob- und Nid-dem-Wald. Kein Wunder, dass von nachbarlichen Beziehungen — bis auf den heutigen Tag — zwischen der Bevölkerung südlich und nördlich des Waldes nicht gross die Rede sein kann. Man kennt einander zu wenig und fühlt den «ändern Schlag». (Zu Zeiten, als der Fussball noch nicht alles Sinnen und Trachten der männlichen Jugend mit Beschlag belegte, durchpirschten die Nid dem Wald mit Kanonen, Stecken und Pfeilbogen bewehrt den Forst, ihren Erbeind, den Zolliköfle-Stadtschminggel aufzustöbern, wobei man sich mit wechselndem Erfolg glänzende Schlachten lieferte.) Ob dem Wald hat seine Beziehungen und Bindungen aufwärts mit Bern, Nid dem Wald abwärts mit dem Oberaargau. Die Scheidung fand auch ihren Niederschlag in abweichenden Sitten und Bräuchen, ja selbst

in der Sprache. Wenn in Zollikofen von Jahr, Haar, wahr, gab die Rede ist, so spricht man Nid dem Wald von Johr, Hoor, wohr, goh usw. Eine Scherzfrage unserer Kinder lautet: Weisch du, wie wyt es Schof geit? — Nume bis uf Zollikofe, dert isch's es Schaf.

Politisch kommt das Gesagte darin zum Ausdruck, dass der Wald die Grenze zwischen den Amtsbezirken Bern und Fraubrunnen bildet, und es scheint uns bedeutsam, dass 1798 die Berner ihre Stadt auf dieser Linie, im Grauholz, zu verteidigen suchten. Damals wurde die Grauholzlinie von aussen durchstossen — heute kommt der Druck von innen und die Frage ist, ob und wie lange der Wald zu widerstehen vermag. Bahn und Strasse haben bereits gefährliche Breschen in die Linie geschlagen, erwehrt durch die jüngst anbefohlenen Rodungen. Unterhalb der Station Zollikofen haben Fabrikgebäude und ein städtisches Lagerhausviertel sich bedrohlich weit in den Wald vorgeschoben. Aber noch hält die jahrhunderte alte Schranke stand, und niemand wird es den «Nidwaldnern» verargen, wenn sie ihr ein noch langes Fortbestehen wünschen, so gerne sie auch den Städter bei sich zu Gast sehen. Auch dieser wird es begrüßen, ohne allzu langes und beschwerliches Reisen, irgendwo «aufs Land» gehen zu können.

Der grosse Moossee

Von O. Jäggi, Moosseedorf

«Fröscheplungge» titulieren ihm zwar respektlos viele verwöhnte Besucher. Das schert uns Eingeborene nicht, für uns ist es der «grosse» Moossee, ganz einfach deshalb, weil es zwei Moosseen gibt, einen ganz kleinen und eben — den grossen. Mehr als die spöttische Vernüftung missfällt jedoch der vielgebrauchte Name «Moosseedorfsee». Ein Moos, darin ein See = Moossee, an dessen Ufern ein Dorf = Moosseedorf, soweit wäre alles in Ordnung. Was darüber ist, ist vom Uebel und ausserdem gefährlich: denn ein unbekanntes Witzblatt wusste von einem armen Manne zu berichten, der dem See wieder nach dem Dorfe Moosseedorfsee, das Dorf wieder nach dem See Moosseedorfsee nannte und so weiter, bis er total verhärscht in eine Heilanstalt eingeliefert werden musste. Tatsache ist aber folgende, dem Schreiber selbst passierte Begebenheit. Er wollte aus seinen Ferien im Tessin heimtelefonieren — das Telephon war damals noch nicht automatisiert — und verlangte bei der Telephonistin «Moosseedorf», was diese, der deutschen Sprache nicht ganz mächtig, nicht verstehen wollte. Man zog die Buchstabertabelle zu Rate: M come Maria, O come Olga — nun musste der Telephonistin beigebracht werden, dass dieses O zu verdoppeln sei, was schliesslich gelang — weiter: S come Susanna — das S musste auch verdoppelt werden, was fast gar nicht gelingen wollte — und das E come Ernesto auch noch zu verdoppeln, das misslang völlig. Das Fräulein hängte ab mit der spitzen Bemerkung, ihre Zeit sei ihr für Narrenposen zu kostbar.

Spötter werden sofort zum Schweigen, sogar zum Staunen gebracht, wenn ihnen bewiesen wird, dass auf dem Moossee immerhin die ganze schweizerische Armee bis zum hintersten HD Platz fände; denn der See misst 31 Hektaren, das sind 310 000 Quadratmeter à 4 Mann = 1 240 000 Mann — und so etwas soll sich nicht gross nennen? Der Volksmund weiss noch von andern grusligen Sachen zu berichten: so ist der See z. B. bodenlos, weist heisse Quellen auf, hat unterirdische Abflüsse, menschenfressende Hechte usw. Die Aufklärung hat allerdings schon arg mit dieser Romantik aufgeräumt, und jedes Schulkind weiss heute, dass die grösste Tiefe 21 Meter beträgt, und jeder Fischer kann bestätigen, dass die «menschenfressenden Hechte vor dem kleinsten Köderfischlein Reissaus nehmen. Trotzdem hat

der See einen geheimen Zauber bewahrt und seine Anziehungskraft in keiner Weise eingebüsst. Du siehst an seinen Ufern den Botaniker und Zoologen die Angaben der Dissertation «Flora und Fauna des Moossees» überprüfen und nach der seltenen Fieberkleestaude fahnden, oder mit dem Feldstecher die Lebensgewohnheiten der Stockenten, Blässhühner, Haubentaucher und Reiher, der Schilfrohrsänger, Rohrdommlen und Rohrammern, der hoch über dem See gleitenden und kreisenden Bussarde, Falken und Fischadler erforschen. Vor einem «uralten Weidenbaum, verknorrt und verrunzelt, gespalten und hohl», siehst du den Maler seine Staffelei aufpflanzen und das Urbild von Avenarius' «Seelchenbaum» auf die Leinwand bannen. Nebenans sitzt «kühl bis ans Herz hinan» Goethes Fischer, ganz hingegeben den Fischen und Nixen des Wassers, blind für all die (Back-)Fische und Stadtnixen, die an Sonntagen betörend in allen Farben schimmernd den See umflattern.

Im dichten Schilf holen sich Buben literweise Schuhwasser auf der Jagd nach Seezapfen (Rohrkolben), die gedörrt und mit Petrol getränkt, die schönsten Augustfackeln abgeben. Unter einer Birke sitzt verträumt, mit gezücktem Eversharp über der Landschaft schwebende Inspirationen aufspießend, ein Jünger J. A. Hennes, des Dichters von «Luegit vo Bärng und Tal», der droben auf Hofwil wirkte und dessen bekanntes Lied dem Moossee zur Unsterblichkeit verhalf. Eben hat das Aufkreischen einer ältlichen Jungfer, die sich von einer «gefährlichen Teufelsnadel» — lies: harmlosen Libelle — bedroht fühlte, unserem Dichter einen kunstvoll konstruierten Hexameter jäh zerstört. — Selbst wenn du konsequent die volkstümliche Musik an deinem Radio abdreht, wirst du dich dem Zauber eines aus frischen Mädchenkehlen quellenden Volksliedes, oder einer Handorgelmelodie nicht entziehen können, wenn sie dir der Wind aus einem sachte gleitenden Ruderboot verklärt zu trägt. Triffst du auf einen mit dem Spazierstocke im Uferboden stochernden «Forscher», so wird er dir geheimnisvoll verraten, dass er nach einem Pfahlbauer-Steinbeil grabe, das sich als Briefbeschwerer auf seinem Heimatstil-Schreibtisch prachttoll ausnehmen würde. Das Historische Museum in Bern verfüge ja über grosse Schaukasten voller seltener Moossee-Funde. Lass ihn graben!